N12<517878127 021

ubTÜBINGEN

2. Predigt

über

1 Corinth. 9, 27,

gehalten zur Eröffnung der unter dem Vorsitz des Inspector Josenhans bei der Visitation des Mahratta-Districts am 16.—19. December 1851 in Hubli stattgehabten Districts-Conferenz,

von Miss. Weigle.

Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht den Andern predige und selbst verwerflich werde. 1 Cor. 9, 27.

Lieben Brüder! Eine seltene und wichtige Veranlassung hat uns heute hier zusammengeführt. Wir sind zusammenberufen worden, um uns in Gegenwart unseres lieben Herrn Inspectors über die Angelegenheiten unserer oberländischen Mission zu berathen.

Es ist das erste Mal, daß wir die Freude haben, in diesem Lande einen unserer lieben Vorgesetzten zu begrüßen, und so Manches, was lange unsere Herzen drückte, nicht auf dem vielfach behinderten Wege des schriftlichen Verkehrs, sondern in dem vertrauungsvollen Worte der mündlichen Unterredung auszusprechen. Gewiß Keiner von uns ist in der letzten Woche unangeregt, unangefrischt geblieben, durch den Besuch, dessen wir uns zu erfreuen haben; ein Jeder hat Veranlassung gehabt, manchen prüfenden Blick auf sich selbst, auf die Grundlage seines christlichen Lebens und seines Wirkens zu werfen. —

Lieben Brüder! Wir alle sind nun schon manches Jahr in diesem Lande in der Arbeit gestanden, und es ist die un-

zweifelhafte Folge theils des südlichen Klima's, unter dem unsere Arbeitsstätten liegen, theils unsere Abgeschiedenheit von der Heimath, von dem geistigen und geistlichen Leben, welches in ihr waltet, daß wir oft müde werden und der Aufmunterung und Anfrischung bedürfen. Eine solche kann und soll uns auch besonders an diesem Tage zu Theil werden, und der apostolische Text, welcher mir vorgeschrieben ist, scheint mir besonders geeignet, dieselbe zu vermitteln. Schenket mir daher in Liebe Gehör, wenn ich versuche, an denselben etliche Bemerkungen zu knüpfen.

Es ist ein ernstes aber heilsames Wort, welches der große Heidenapostel hier ausspricht: „daß ich nicht Andern predige und selbst verwerflich werde." — Der Apostel kennt also eine Gefahr — eine Gefahr, die jedem Prediger des Evangeliums, sogar ihm selbst, droht, und deren Vermeidung ungetheilte Aufmerksamkeit und einen beständigen Kampf kostet.

Er spricht die Möglichkeit aus, daß Einer — sogar ein so geförderter und gesegneter Mann, wie er selbst — während und ungeachtet er Andern predigt, selbst verwerflich, „unprobehaltig" werden könne. Das ist nun freilich das gerade Gegentheil von dem hie und da im Schwange gehenden Glauben oder vielmehr Gerede, daß der Eintritt unter die Zahl der gläubigen und bekennenden Christen, — daß die Bethätigung an der Arbeit des Reiches Gottes, —. daß insbesondere der Eintritt in das Missionshaus oder die Arbeit im Missionsfelde eine Sicherstellung gegen die Gefahren der Seele mit sich bringe.

Doch derlei Gedanken hegen wir ja nicht; wir wissen es aus eigener Erfahrung und dem Zeugnisse unseres Gewissens, daß wir die Bosheit und Härtigkeit unseres Herzens mitgebracht haben vom alten Vaterlande in das neue; daß Länder und Meere, daß die Verpflanzung in ein uns so fremdes Land, wie das, in dem wir jetzt beisammen stehen, keine Aenderung in dem Dichten und Trachten des natürlichen Herzens hervorbringen. Und gewiß, auch wenn wir von uns selbst hinweg blicken auf Andere, auf Leute, die

vor uns in diesem unserem heiligen Berufe gearbeitet haben, oder auf solche, die noch neben uns in demselben stehen, so geben wir Alle zu, daß die Gefahr, von der der Apostel redet, allzeit vorhanden gewesen ist und noch ist. — Man kann Andern predigen und selbst verwerflich werden; dafür zeugt so manches Beispiel nicht nur in der Geschichte der heimathlichen Kirchen, sondern leider auch in der Missionsgeschichte; gewiß, es ist Keiner unter uns, der nicht von solchen Beispielen selbst Kenntniß hätte, sey es durch eigene Anschauung oder doch durch Berichte. — Es ist vollkommen möglich, daß Einer ungehindert Jahre lang im freien Predigtberufe fortwirkt, und doch seine Wirksamkeit eine nichtige ist, aus dem einfachen Grunde, weil er selbst ein todter, leerer Mensch ist. Alles klingt wohl, was er sagt, aber es ist der Klang eines tönenden Erzes oder einer klingenden Schelle. Was er sagt und thut, kommt aus keinem lebendigen Grunde und wirkt kein Leben. — Ja, lieben Brüder! es ist bekanntlich eine vollkommen mögliche Sache, daß Einer mit einem gewissen Grade von Segen wirkt, — daß er hie und da einer Seele fast wie durch Zufall oder gegen die Natur der Sache, allein durch das übermächtige Walten der göttlichen Rettungsgnade zum HErrn zu kommen die Veranlassung wird — während doch er selbst kalt, leer und todt ist.

Ach, wie traurig ist es doch und wie unheimelig gemahnt es uns, solches todte Wesen mit anzusehen, und wie schrecklich wird es seyn, wenn der Tag, jener große Tag, dessen wir warten, offenbar machen und bewähren wird, welches eines Jeglichen Werk sey, und dann so Manches, was sich als edles Metall geberdet hat, als Stroh und Stoppeln dem Feuer anheimfallen wird. Als Gnade wird es dann noch zu rechnen seyn, wenn der, dessen Werk verbrennt, zwar Schaden leiden, aber doch als durchs Feuer selig werden wird. Aber wie viel schrecklicher ist dann das Loos desjenigen, der an jenem Tage der Entscheidung mit Schrecken finden wird, daß er selbst verwerflich geworden ist, daß er seine Seele verloren hat. — Und, Brüder, wenn

wir mit dem Worte Gottes treu umgehen wollen, so müssen wir es doch immer gegen uns selbst kehren. So wendet sich denn die Frage an uns: „Wäre es möglich, daß der Eine oder Andere unter uns hier Versammelten Andern predigte und selbst verwerflich würde?“ Wir scheuen uns, diesen Gedanken zu denken. Es wäre doch schrecklich, nach Allem, was wir erfahren und zum Theil durchgemacht haben — nach Allem, was unser hochgelobter Heiland von Liebe und Treue an uns gewandt hat — wenn wir am Ende finden müßten, daß mit uns Alles auf einen großen und entscheidenden Bankerott hinausläuft. Wir scheuen uns, so von Andern zu denken, und mit Recht, denn ein jeglicher Knecht steht und fällt seinem Herrn, und nur die traurigen Beispiele, welche unzweifelhaft und warnend vor unsern Augen stehen, nöthigen uns, doch den Gedanken, so schmerzhaft er seyn mag, ernstlich vor uns zu nehmen und uns selbst in seinem Lichte zu prüfen. Lasset uns also mit Gottes Hülfe noch weiter darüber nachdenken:

I. Was die Gefahren seyen, welche dem Prediger des Evangeliums insbesondere drohen und ihn verwerflich machen können.

II. Worin die Mittel bestehen, sich diesen Gefahren zu entziehen.

I. Es ist gewiß, lieben Brüder, daß ein jeder Beruf in dem Maaße seiner Wichtigkeit auch seine Schwierigkeiten hat, und so sage ich Euch nichts Neues, wenn ich mit dem Satze beginne, daß, obgleich der Beruf eines Predigers im Allgemeinen mit vielen Gefahren verknüpft ist, doch dieselben den Berufsweg eines Missionars noch in besonderem Maaße umstellen. Vor Allem drohen uns mancherlei Gefahren in unserer Arbeit, in der Führung des Amtes, das die Versöhnung predigt unter den Heiden. Lasset mich auf etliche derselben hinweisen.

Eine der gewöhnlichen Verirrungen des Missionars, wenigstens in diesem Lande, ist die, daß er der Antipathie gegen die Eingebornen Raum gibt. — Es kommt wohl kein Missionar in dieses Land, ohne einen gewissen

Grad von Liebe für das Volk im Allgemeinen mit zu bringen, und diese Liebe entspringt wohl bei den Meisten aus einer Mischung eines ächten Elements, nämlich der Liebe des Sünders, dem viel vergeben ist, zu seinen Mitsündern, mit einem unächten, nämlich einer gewissen Begeisterung für das fremde Land und die anders redenden, anders civilisirten oder uncivilisirten Bewohner, unter welchen der neu kommende Missionar mit dem Gefühle eines Wohlthäters aus der Ferne, eines Trägers hoher Segnungen, eines nach einem Wirkungskreise sich sehnenden Menschenfreundes eintritt. Aber es kommen die Zeiten der schmerzlichen Enttäuschung. Der Missionar findet, je mehr ihm Augen und Ohren aufgehen, desto mehr Noth und Verderben, und gar kein romantisches, sondern reelles, kein fremdes und interessantes, sondern das ganz gewöhnliche gemeine Sündenverderben, welches allenthalben ist. Lug und Trug, böse Lust, Trunksucht und alle die Laster, welche in der Christenheit der Leute Verderben sind, eben dieselben sind auch hier bald in offener Schändlichkeit und Aergerlichkeit, bald in verborgenen Gräueln anzutreffen. Dazu kommt der allerdings von dem heimathlichen einigermaßen verschiedene Volkscharakter. Das Kriechende und doch Heimtückische, was manche Hindu's, besonders der niedern Kasten, haben, — der Stolz und die Abneigung gegen alles Ausländische, was sich bei höheren Ständen so häufig zeigt — machen einen höchst unangenehmen Eindruck. Dazu kommt noch das peinliche Gefühl, welches entsteht, wenn ein Bruder mehr oder weniger inne wird, daß er es nicht nur nicht mit unschuldigen, auch nicht immer mit ungebildeten Menschen zu thun hat; daß aber die Bildung, welche ihm entgegentritt, eine durchaus fremde ist, welcher gegenüber er sich öfter im Nachtheil befindet, häufig sogar seine Unwissenheit bekennen muß. So steht er nicht in der Superiorität da, welche er in seinen vorläufigen Gedanken sich zugeschrieben hat, sondern häufig ist er in den Augen der Eingebornen der Geringere, der Mißgeachtete, der Mißkannte, — genug für Manchen, um sich dem wohlfeilen Geschwätz

der ungläubigen Europäer über und gegen die Hindu's anzuschließen, um für immer, oder doch bis das ächte Element der Sünderliebe um des Heilandes willen wieder das Uebergewicht gewinnt, den rechten Missionssinn zu verlieren. — Das Predigen kann Jahre lang fortgehen; aber wenn unser Herz, unser ganzes Herz nicht dabei ist, so kann es keine Früchte schaffen. Die Hindu's haben ein zartes und richtiges Gefühl für Liebe; wo sie die nicht spüren, da schenken sie auch kein Vertrauen. Der Missionar, der mit geheimer oder offener Antipathie den Heiden predigt, ist auf dem Wege, selbst verwerflich zu werden.

2. Aber freilich gibt es auch eine entgegengesetzte Gefahr, die der zu großen Zuneigung zu dem Volk, mit dem wir's zu thun haben. Nicht als ob ich glaubte, wir können um Jesu willen die Seelen zu lieb haben — nein, da hat's freilich keine Gefahr. Aber es könnte sich doch menschlicher Seits eine ungehörige Zuneigung, eine unvorsichtig vertrauensvolle Hingabe an die Eingebornen bei dem Einen oder Andern finden, und auch hiegegen müssen wir uns gegenseitig warnen. Noch mehr aber gegen den häufigeren Fehler, daß wir unser Zutrauen einer Classe, z. B. einer Kaste schenken, und dasselbe dafür Andern entziehen. So wenig es recht gewesen wäre, in der Apostel Zeiten einen Unterschied zu machen zwischen Juden und Griechen, so wenig dürfen wir für die Predigt des Evangeliums einen Unterschied machen zwischen den Leuten, welche uns vom HErrn anvertraut werden. Tamulen und Canaresen, Lingaiten und Brahminen, Vornehme und Niedere sollen uns in Sachen des Evangeliums gleich gelten, so natürlich und entschuldbar es seyn mag, wenn wir in Sachen des gewöhnlichen Lebens eine Sympathie mit der einen Classe und eine Antipathie gegen die andere haben. Wir wissen aber, daß unter ihnen Allen der HErr den Lohn seiner Schmerzen sucht, und wir wären in Gefahr, verwerflich zu werden, wollten wir uns den Einen entziehen und den Andern ausschließlich zuwenden.

3. Sind die zwei bisher genannten Gefahren mehr auf der Gefühlsseite gelegen, so gibt es auch eine, die vornehmlich auf der Seite des Verstandes liegt; ich meine die der ungebührlichen Anbequemung des Missionars an Vorurtheile und an ererbte, volksthümliche oder individuelle Schwachheiten derjenigen, mit welchen er es zu thun hat. Es ist wahr, der Apostel sagt in dem Capitel unseres Textes, er sey Jedermann allerlei geworden, auf daß er allenthalben ja Etliche selig mache. Und so ist es gewiß auch unsere Pflicht, möglichst weitherzig zu werden, wenn immer es möglich ist, anzuziehen und nicht abzustoßen, zu sammeln und nicht zu zerstreuen — aber dennoch alles dieses in den Schranken der unwandelbaren und untheilbaren göttlichen Wahrheit. Es liegt nicht in unserer Macht, das Evangelium von Christo, dem Gekreuzigten, mit der Zuthat eines menschlichen Fündleins zu vermehren, oder es nach Menschenweisheit zu schmälern und etwa einen Theil, den wir für anstößiger in den Augen der Heiden halten, bis zu den Zeiten besserer Erkenntniß zurückzuhalten: nein, wir müssen sie unverkümmert geben, wie wir sie empfangen haben, die thörichte Predigt von Christo, dem Gekreuzigten; denn es gefällt Gott noch heute, durch diese thörichte Predigt selig zu machen Alle, die daran glauben, und wer sie aus Anbequemung verkümmert, wer sie für jüdische oder griechische Gelüste weise machen will — gewiß, Brüder, der steht in Gefahr, selbst verwerflich zu werden, indem er Andern predigt.

4. Eine andere hiemit verbundene Gefahr ist die, daß wir uns auf einen weltlichen Verkehr mit dem Volk beschränken, einen rationellen Weg suchen, dem Volk nahe zu kommen, daß wir uns auf irgend eine Weise einen Civilisationsplan machen, abgesondert von dem Evangelium. Wir wissen, daß hiemit schon viel geschadet worden ist, — daß es zwar leicht möglich ist, dem Volke Wissenschaften und Künste zu bringen ohne das Christenthum, — aber daß unter diesen diejenigen, zu welchen uns durch eine theilweise Verläugnung

des theuern Schatzes, den wir in irdenen Gefäßen tragen, ein Zugang sich eröffnet, diesen Zugang häufig gerade da wieder abschneiden, wo wir endlich die Hoffnung haben, das, was wir von Anbeginn im Auge hatten, zur Geltung zu bringen, — und daß gar häufig der Missionar selbst den rechten Muth und die Kraft verliert, dasjenige nachzubringen, was er zu Anfang in den Hintergrund gestellt hat. Gewiß, liebe Brüder, es gilt, einfältig und ernstlich fest zu halten an dem einfachen Evangelium, und uns fern zu halten von aller Mischung desselben mit Nebendingen und Nebenabsichten; denn sie alle führen uns auf Bahnen, auf welchen wir leicht selbst verwerflich werden, nutzlos für Andere und fruchtlos für uns selbst.

5. Noch eine Gefahr möchte ich erwähnen, welche dem Missionar nahe liegt; ich meine, um es kurz zu sagen, die der Alleswisserei. Es ist bei der wirklichen Ueberlegenheit, welche uns durch europäische Erziehung und Bildung zu Theil wird, sehr natürlich, daß wir gegenüber den meisten Eingebornen das Gefühl geistiger Bevorzugung haben; aber, liebe Brüder, dieses Gefühl trügt uns dennoch bisweilen, und wenn es auch ganz und immer richtig wäre, so wäre es nicht wohlthuend, sondern zurückstoßend für die, mit denen wir es zu thun haben, wenn sie inne würden, daß wir dieses Gefühl haben. Es trügt uns, weil wir denn doch in manchen Beziehungen, in Sprache, Literatur, Philosophie und Religion der Hindu's sehr wenig wissen; und dieß dürfen wir ja ohne Beschämung eingestehen, bedenkend, daß in diesen Dingen eben jetzt erst von wenigen großen Forschern die Grundsteine soliden Wissens gelegt werden; aber zugleich muß es die Hindu's zurückstoßen; denn wir wissen ja, daß es für uns nicht angenehm ist, mit einem Alles wissenden Menschen umzugehen; so geht's gewiß auch ihnen, und um wie viel schlimmer, ja auch nachtheiliger für unsern Beruf selbst, wenn die, welche uns hören, hin und wieder ausfinden, daß wir im Irrthum sind, und zwar gerade in denjenigen Dingen, welche sie am besten verstehen. Ferne sey es von mir, liebe Brüder, mich zu

erheben; aber ich darf und muß zur Steuer der Wahrheit sagen, daß mir in diesen 11 Jahren noch nie ein Hindu es zum Vorwurf gemacht oder mich darum geringer geschätzt hat, weder ein Erwachsener noch ein Knabe, wenn ich ihm auf eine Frage geantwortet habe: ich weiß dieß nicht. Gewiß, es dient nicht zur Empfehlung der göttlichen Weisheit, deren berufene Träger wir sind, wenn wir uns in irgend welchen Dingen menschlichen Wissens einer Unfehlbarkeit befleißen, die so gar leicht zerrinnt. Lasset uns zusehen, liebe Brüder, ob nicht auch dieses uns hie und da verwerflich machen könnte.

Haben wir nun bisher von den Gefahren unseres Amtes etliche besprochen, so ziehen auch die Gefahren in der gegenseitigen Stellung und dem Umgang der Brüder mit einander unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Lasset mich frei zu Euch reden, geliebte Brüder, von dem brüderlichen Verhältniß unter uns Basler Missionaren, welches ich nun seit 13 Jahren genauer kenne. Ich bin vor dieser Zeit in brüderlichem Verhältniß mit Andern gestanden, und stehe noch in einem solchen mit Brüdern in Christo, welche nicht zu unserm Kreise gehören. Ich kann also sagen, daß ich im Stande bin, eine Vergleichung anzustellen zwischen unserer Brüderlichkeit und der, welche in andern Bruderkreisen besteht. Und ich sage es heute mit Schmerzen — mit einem wahrhaftigen Schmerzen, welcher der wahrhaften und herzlichen Verbindung, in der ich mich mit Euch für Zeitlebens verkettet weiß, entspricht — unsere Verbindung ist nicht — ich meine nicht nur hier oben im südlichen Mahratta-Land, wo besondere Störungen vorhanden gewesen sind, — sondern sie ist überhaupt nicht, was ein Bruderbund seyn kann und seyn soll. Wir leiden an drei Hauptgebrechen. Wir sind geneigt, wenn wir in gutem Vernehmen stehen, einander zu sehr zu heben, zu loben, zu bewundern; wir sind in Gefahr, wenn wir überhaupt zufrieden sind, so zufrieden mit einander zu seyn, daß wir einander den Fortschritt im Guten erschweren oder unmöglich machen. Zweitens sind wir geneigt, wenn wir

nicht gut mit einander fahren, einander zu schlagen, nicht mit Liebesschlägen, sondern mit harten, unbarmherzigen Zungen und Federn, denen kein Wort zu scharf, kein Gedanke über den Bruder zu arg ist. In solchen Stimmungen verwandelt sich die vertraute Bekanntschaft, die unsere Stellung mit sich bringt, in eine Waffe der verfolgenden, unversöhnlichen, zum Vergeben abgeneigten, zum Vergessen langsamen Feindschaft. Und ob es auch im Dienste der Wahrheit geschähe, so ist es doch gar zu häufig, daß wir einander verwunden, und dann versäumen, mit dem Balsam der brüderlichen Liebe wieder zu heilen. Zum Dritten aber gibt es leider nur zu häufig ein Anderes, als die schädliche Liebe oder dieß lieblose Richten, nämlich die Gleichgültigkeit. Wenn man nicht mit einander fortkommt, so läßt man einander gehen; man lebt Jahre lang in einer engen Nachbarschaft, in einer äußerlichen Freundlichkeit, bei der selten ein Anstoß vorkommt; man scherzt und lacht zusammen; ja, Brüder, daß ich's hier im Namen des HErrn recht sage, man hat's gelernt, sich gegenseitig zu belügen mit den Formen eines weltförmigen Verkehrs, während die Herzen sich weiter und weiter von einander entfernen. Und damit hängt dann vieles Andere zusammen. Man freut sich nicht zusammen über gegenseitige Amtserfahrungen; man trägt nicht zusammen die gegenseitigen Amtslasten; man erbaut sich nicht zusammen; wenn man mit einander spricht, so ist es höchst selten das Wort Gottes, höchst selten etwas Geistliches oder Amtliches, was den Gegenstand der Unterredung bildet; man hält sich viel lieber an das gleichgültige, leichte, oft leere Gespräch des Tages; — man wandelt nicht, wie man sollte, mit einander der himmlischen Heimath zu.

Lieben Brüder! ich gestehe Euch, dieß ist das Bild, das ich meinem Gewissen gemäß von unserm brüderlichen Verkehr entwerfen muß. Ob es ein richtiges Bild sey, darüber müsset Ihr mir, muß Euer eigenes Gewissen Euch Zeugniß abgeben. Sollte es aber nicht so seyn, so bliebe immerhin das wahr, daß die Gefahren unseres Missionsberufes in Beziehung auf Brüderverkehr in dieser Rich-

tung liegen, gleich viel, ob wir nun mehr oder weniger denselben entgangen seyn mögen. Und so lasset uns denn, Geliebte, ernstlich zusehen, daß wir auch in dieser Hinsicht nicht, indem wir Andern predigen, selbst verwerflich werden.

Aber außer den Gefahren des äußern Amtes und der gegenseitigen Stellung ist uns noch eine wichtige Classe übrig: die Gefahren des eigenen innern Lebens. Und hier im Verfall, nämlich des innern Lebens, hier wurzeln ja alle Uebelstände, welche sich in engern oder weitern Kreisen fühlbar machen. Hier kann freilich der, welcher zu Euch spricht, am wenigsten sagen; ein Jeder stelle sich selbst in das Licht vor dem HErrn und lasse sein Gewissen antworten auf die Frage: „Wie steht es mit deinem geistlichen Leben? Wie stehst du zu deinem HErrn? Wie steht's um deine erste Liebe? Wie steht's um deinen Fleiß, um deine Lust am Gebet, am Lesen und Bedenken des Wortes Gottes? Wie steht's um deinen Eifer, die Seelen zu retten?" Brüder, ich frage diese Fragen Amts halber, und ich frage wahrhaftig und ernstlich vor allen Dingen mich selbst, und ich verlange, mich vor dem HErrn und vor Euch zu demüthigen wegen des Vielen, das bei mir gemangelt hat und noch mangelt in allen diesen Beziehungen. Und so bitte ich Euch um Christi willen, fraget auch Euch und gebt dem HErrn die Ehre. Unser Hauptfeind, der uns in Indien, wie zu Hause, an der Liebe Gottes und Jesu, wie an der Liebe gegen die Andern, gegen Brüder, gegen Christen und Heiden hindert, der uns zum Beten matt, zum Handeln lahm macht, ist die leidige Eigenliebe. Es ist der alte Götze Ich, welcher so tief im Herzen thront. Wir sind so gar geneigt, in kleinen und großen Dingen, in amtlichen und privaten, zu denken, wir und wir allein wissen's am besten, können's am besten, machen's am besten; und wenn schon in den Angelegenheiten dieser Welt eine solche Gesinnung zu einer geistigen Verknöcherung, zu einem Stillstand und Rückgang führt — wie viel mehr in geistlichen Dingen? Nahe liegt hier die

Gefahr, selbst verwerflich zu werden indem, ja gerade darüber, daß wir Andern predigen.

Doch die Zeit erlaubt es nicht, diesen Gedanken weiter zu verfolgen. Wir haben gesehen, daß auf dem Missionsfeld, ja auch in unserem Kreise die Gefahr allerdings vorhanden ist, von welcher der Apostel schreibt, und es kommt uns zu,

II. zu betrachten, wie diese Gefahren abgewendet werden können.

Da könnte man nun freilich von allerlei Mitteln reden. Es gibt äußerliche Mittel. Das Kommen unseres geliebten Gastes in unsere Mitte ist ein Mittel zur Abwendung drohender Gefahren in unserem Missionswerk. Die Einführung der Conferenzordnung, behufs welcher wir heute versammelt sind, ist ein anderes Mittel. Alle feine äußerliche Zucht und Ordnung hat gewiß ihren Nutzen und wirkt zurück auf das Innerliche; aber doch wissen wir Alle, daß das Aeußere nicht ohne das Innerliche bestehen kann. Und wiederum im Innerlichen — da könnten wir viel sagen von der Nothwendigkeit der Erneuerung unserer Liebe, unseres Glaubens, unseres Gehorsams, — von der Nothwendigkeit eines ernstlichen Bibelstudiums, — von der Nothwendigkeit eines wahrhaft kindlichen Gebetsumgangs; — aber das sind alles einzelne Erscheinungen und Bethätigungen, einzelne Früchte, entsprungen aus dem Trieb einer einzigen Wurzel.

Und hierauf führt uns unser Text, wenn er uns zuruft: Ich betäube meinen Leib und zähme ihn. Der theure Bengel sagt in seiner kurzen Art zur Erklärung dieses Spruches: „Das ist der nächste Widersacher." Freilich denkt ja Keiner von uns bei dem Worte „Leib" an das, was wir jetzt im heutigen Sprachgebrauch, im Gegensatze gegen Seele und Geist, so nennen; das Betäuben und Zähmen ist ja nicht das eines den Leib ertödtenden indischen Büßers, sondern es ist die evangelische Lehre, welche wir anderswo unter dem Namen „Kreuzigen des Fleisches" bezeichnet finden. Der Apostel braucht hier das Wort Leib (zum Theil veranlaßt dadurch, daß er soeben im

Bilde von den leiblichen Uebungen der Fechter und Renner gesprochen hat) in dem Sinne, in welchem er auch sonst den Leib als Träger der Sünde, des Verderbens, der Sterblichkeit bezeichnet. Es ist nichts Anderes, als das alte, sündenverderbte, todeswürdige Selbst, nichts Anderes, als eben jener Götze der Eigenliebe, von dem wir schon gesprochen haben, welchem der Kampf gilt. Und dieß, geliebte Brüder, stimmt überein mit dem Schlusse, zu dem wir oben gekommen sind, daß die Eigenliebe die Wurzel aller unserer Uebel und Nöthen ist. Gegen dieses radicale Verderben gibt uns der Apostel Ermahnung und Beispiel zu einer Radicalcur an die Hand. Unserem **ganzen** natürlichen Wesen soll Gewalt angethan werden.

a) Zuerst allerdings auch dem Leib in dem eigentlichen nächsten Sinne. Wir müssen, wenn wir überhaupt in der Schule Christi stehen, den Leib recht behandeln lernen; — wir müssen aufhören, auch im Kleinen und Feinen Sclaven unseres Leibes, unserer Gelüste, unserer Bequemlichkeit zu seyn; — wir müssen um so mehr hingegen auf der Hut seyn, je mehr das vorrückende Alter, das erschlaffende Klima, die allmählig sich einstellende Kränklichkeit, oder auch das sich mehr und mehr festsetzende Familienleben uns im Leiblichen und Aeußerlichen zu hemmen, zu binden trachtet, und manches durch diese Umstände nach und nach sich als ein Recht, als eine Regel und Nothwendigkeit zu legitimiren sucht, was, beim Lichte besehen, ein Unfug oder doch höchstens eine erlaubte oder entschuldbare Ausnahme ist. Gewiß, liebe Brüder, der Blick auf die Geschichte, besonders der indischen Mission, lehrt uns, daß schon mancher Bruder verwerflich geworden ist, weil er versäumt hat, seinen Leib zu zähmen.

b) Aber in weiterer Geltung erstreckt sich das Wort „Leib" auch auf den seelischen und geistigen Theil des alten Menschen, auf das ganze natürliche Wesen. Und hier denn gilt es den fortwährenden ernstlichen Kampf gegen alles Eigene, gegen Alles, was auf dem Boden der Natur erwachsen ist und fortwährend erwächst. Es gilt den Kampf

gegen unsere eigenen Temperamente, Launen, Einfälle, Gelüste, — gegen all unser Behagen und Mißbehagen, — gegen Sympathieen und Antipathieen, welche nicht ihrem freien Lauf überlassen, sondern geprüft und, wo sie die Probe nicht bestehen, verworfen werden sollen. Wir alle eilen dem vollen Mannesalter unseres irdischen Lebens zu; Alles schickt sich natürlicher Weise zum Feststehen, zum Stillestehen, zum Stereotypwerden an; aber wehe uns, wenn wir in christlicher Beziehung stille stehen. Wehe uns, wenn wir gut heißen, was wir sind und was wir thun, nur gerade, weil es uns so behagt, wir so uns natürlicher Weise geberden, — weil es uns so ankommt oder geschickt ist. — Wir sind in einem fremden Lande, Manche von uns fast das ganze Jahr allein, und somit ist ein wichtiges Mittel der Selbsterziehung, nämlich die Berührung mit Andern, mit Freund und Feind, entzogen. Es ist so leicht und deßwegen so gefährlich, zu denken, es stehe gut mit uns, wir seyen weise, gut oder groß, weil wir Niemand haben, mit dem wir uns vergleichen können oder der uns anders belehrt. Gott behüte uns vor so trauriger Selbsttäuschung. Aber sogar auf unser geistliches Leben müssen wir das Wörtlein Fleisch ausdehnen. Es ist ja auch in dem geistlichen Leben, besonders bei länger erweckt gewesenen Leuten, ein äußerliches oder wenigstens äußerlich werdendes Element; es ist ein Gebiet geistlicher Gewöhnung, geistlicher Form und Herkunft, etwas, was an und für sich gewiß nicht unrecht ist, aber, wenn es seine rechte Stelle und sein rechtes Verhältniß verläßt, gefährlich werden kann. Ich meine das sogenannte Gewohnheits-Christenthum. Es ist gewiß ein Segen, wenn einer zum Christen gewöhnt ist; aber es ist doch ein großer Schaden, wenn er eben nur unter die Christen gehört, weil es ihm Gewohnheitssache geworden ist! Und aus diesem Boden des Gewohnheits-Christenthums, wo ein innerlich absterbender oder kümmerlich fortvegetirender Christ von den Erinnerungen seiner lebendigen Zeiten zehrt — aus diesem erwächst ja so viel Selbstgerechtigkeit, Lieblosigkeit, Unverträglichkeit, so

manches, was das brüderliche Zusammenleben und Zusammenwirken hindert, und so manches, was auch die Predigt kraftlos und erfolglos macht.

Und sogar im Gebiete des eigentlichen, lebendigen und frischen geistlichen Lebens dürfen wir einander daran erinnern, daß wir noch immer das Ich mit verdächtigen Augen ansehen müssen. Auch unsere geistliche Individualität, gesetzt, sie sey wirklich gesund, ist doch nicht Norm für Andere, noch auch vollkommen und preiswürdig in sich selbst. Es ist ja nur Einer der vollkommene Mann, der HErr Christus — und wir Alle sind eben arme Leute, die, wenn's gut geht, Ihm nachfolgen hier unten in Niedrigkeit, Kreuz und Leiden, jedoch in der Hoffnung, daß wir dort oben einst bei Ihm an Seiner Herrlichkeit Theil haben dürfen.

Noch ein Wort, liebe Brüder, über die Worte, welche der Apostel gebraucht, um den Kampf mit uns selbst zu bezeichnen. Ich betäube meinen Leib. Das Wort ist von den betäubenden, empfindlichen Schlägen der Fechtschule, insbesondere von den Schlägen ins Gesicht und unter die Augen, hergenommen. Und dann: ich zähme ihn, knechte ihn, ich mache ihn zum Sclaven und eben damit mich selbst zum freien Meister und Gebieter. Ja, das ist's, was wir brauchen. Das ist's, was wir lernen müssen, wo wir anders Christi Jünger seyn wollen. Einen Ernst, eine Zucht, eine Selbstzucht, etwas, das uns selbst da angreift, wo wir am verwundbarsten, am empfindlichsten sind; so etwas müssen wir uns wünschen, müssen wir uns zu Theil werden lassen, wenn wir anders es redlich und ernstlich gut mit uns selbst meinen. Das ist's, was uns inmitten der Gefahren durchhilft; — das ist's, was uns für unsere eigenen Herzen und für das Amt Kräfte und Segen bringt; — das ist's, was uns wahrhaftig frei, was uns wahrhaftig zu Meistern macht, indem Christi Geist Meisterschaft ausübt in uns. Wir sollten eben mit Wahrheit sagen können wie der Apostel: ich sterbe täglich; ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir; denn was ich jetzt

lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben!

Zu einer solchen Herzensverfassung wolle uns der HErr in Gnaden helfen, und wolle auf den Grund derselben noch unserer Gemeinschaft unter einander und unserem Werke einen reichlichen Segen erwachsen lassen. Amen.

---

3. Beiträge
zur Kenntniß China's.

a) Mittheilungen über das Hacka-Land in der Provinz Quang-tung in China.

Von Miss. Winnes.

Lage der Station Tungfo. — Zwei Wege dahin von Hongkong aus. — Umgebung. — Zahlreiche Dörfer. — Bauart derselben. — Das Innere der Häuser. — Hausrath. — Tungfo's Kaufläden. — Der Markt-Bund. — Die 4 Stände des chinesischen Volkes. — Ackerbau. — Reispflanzung. — Dreimalige Ernte und doch Mangel. — Fischfang. — Fleiß der Chinesen. — Physische Beschaffenheit derselben. — Kleidung. — Kopfrasur der Männer. — Planmäßige Verkrüppelung der Füße des weiblichen Geschlechts.

Die Station Tungfo liegt in der Provinz Quangtung im Kreise Sinou. Der Sinonkreis hat die chinesische See zu seiner südlichen Grenze, während er auf seiner Ost- und Westseite von zwei Gliedern dieser See begränzt wird. Das westliche, größere dieser beiden Glieder, das aber doch zu klein ist, um ein Meerbusen zu seyn, wird von den Engländern Kanton-River (Fluß) genannt. An seinem Ende liegt Kanton. Durch den Kanton-River ist der Verkehr zwischen Hongkong und Kanton vermittelst der Schifffahrt sehr erleichtert, und in jeder Woche gehen 2—3 Dampfboote von Hongkong über Macao nach Kanton, und umgekehrt. Das östliche, kleinere Glied heißt die Mirsbay. Die Westseite derselben ist sehr gegliedert. Ungefähr in ihrer Mitte streckt sie einen Arm westlich ins Land hinein, der sich hier nach verschiedenen Richtungen ausbreitet. Indem das

Lingayat I 134, 137

zweifelhafte Folge theils des südlichen Klima's, unter dem unsere Arbeitsstätten liegen, theils unsere Abgeschiedenheit von der Heimath, von dem geistigen und geistlichen Leben, welches in ihr waltet, daß wir oft müde werden und der Aufmunterung und Anfrischung bedürfen. Eine solche kann und soll uns auch besonders an diesem Tage zu Theil werden, und der apostolische Text, welcher mir vorgeschrieben ist, scheint mir besonders geeignet, dieselbe zu vermitteln. Schenket mir daher in Liebe Gehör, wenn ich versuche, an denselben etliche Bemerkungen zu knüpfen.

Es ist ein ernstes aber heilsames Wort, welches der große Heidenapostel hier ausspricht: „daß ich nicht Andern predige und selbst verwerflich werde." — Der Apostel kennt also eine Gefahr — eine Gefahr, die jedem Prediger des Evangeliums, sogar ihm selbst, droht, und deren Vermeidung ungetheilte Aufmerksamkeit und einen beständigen Kampf kostet.

Er spricht die Möglichkeit aus, daß Einer — sogar ein so geförderter und gesegneter Mann, wie er selbst — während und ungeachtet er Andern predigt, selbst verwerflich, „unprobehaltig" werden könne. Das ist nun freilich das gerade Gegentheil von dem hie und da im Schwange gehenden Glauben oder vielmehr Gerede, daß der Eintritt unter die Zahl der gläubigen und bekennenden Christen, — daß die Bethätigung an der Arbeit des Reiches Gottes, —. daß insbesondere der Eintritt in das Missionshaus oder die Arbeit im Missionsfelde eine Sicherstellung gegen die Gefahren der Seele mit sich bringe.

Doch derlei Gedanken hegen wir ja nicht; wir wissen es aus eigener Erfahrung und dem Zeugnisse unseres Gewissens, daß wir die Bosheit und Härtigkeit unseres Herzens mitgebracht haben vom alten Vaterlande in das neue; daß Länder und Meere, daß die Verpflanzung in ein uns so fremdes Land, wie das, in dem wir jetzt beisammen stehen, keine Aenderung in dem Dichten und Trachten des natürlichen Herzens hervorbringen. Und gewiß, auch wenn wir von uns selbst hinweg blicken auf Andere, auf Leute, die